

Lukas Egger

Rassismus und die Regulation der kolonialen Sklaverei in Anglo-Amerika. Ein immerwährendes Brandmal?

Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster 2024

324 Seiten, 36,00 Euro

ISBN: 978-3-89691-094-3

Die so genannte „Ursprungsdebatte“ hat in der deutschen politischen Diskussion bisher kaum eine Rolle gespielt. Wer den Begriff bei Wikipedia eingibt, findet auf den ersten fünf Seiten zwar eine Menge über alle möglichen Debatten, auch über ein paar Ursprünge, beides etwa von Corona, sogar auch vereinzelte Hinweise auf Rassismus, aber nichts über die Frage des Ursprungs des antischwarzen Rassismus und seinen Zusammenhang mit der Sklaverei in britisch Amerika. Macht man denselben Test mit „Historikerstreit“, ergeben sich auf den ersten fünf Seiten praktisch keine sachfremden Hinweise. Dabei sind beiden Themen für die Geschichte der beiden Länder jeweils absolut zentral. Selbstverständlich ist es völlig nachvollziehbar, dass die „eigene“ Geschichte größere Aufmerksamkeit erhält, aber die völlige Missachtung der Diskussion um „die Regulation der kolonialen Sklaverei“ könnte auch ein Hinweis darauf sein, wie in Deutschland versucht wird, das Thema als eines zu behandeln, das „uns“ nichts angeht.

Deshalb ist es sehr zu begrüßen, dass mit Lukas Eggers Buch nun endlich ein Werk vorliegt, das diese Leerstelle füllt. Der Text umfasst zwei etwa gleich umfangreiche Teile. Zunächst bearbeitet der Autor die wissenschaftlichen und historischen Voraussetzungen, aus denen die Plantagensklaverei in britisch Amerika entstand, und beschreibt dann die konkrete Entwicklung derselben in der ersten dauerhaften englischen Kolonie in Nordamerika, Virginia.

Wer besonders auf diesen letzte Frage gespannt ist, weil ihre Beantwortung ja auch im Titel angekündigt wird, muss sich gedulden, immerhin vier Kapitel lang. Zunächst wird die „Ursprungsdebatte“ systematisch dargestellt. In ihr ging und geht es darum, ob die Sklaverei im britischen Empire nur zu verstehen ist, wenn man einen Rassismus gegen schwarze Menschen voraussetzt, oder ob umgekehrt die Plantagensklaverei diesen Rassismus überhaupt erst geschaffen hat. Beide Positionen wurden vertreten und haben sich weiterentwickelt, beide haben das Verständnis des Problems phasenweise geprägt. Dabei behauptet das „sozioökonomische Argument“ (S. 24-28), „die Plantagensklaverei und ihre Rassifizierung“ sei „weder Konsequenz von tief in der europäischen Kultur noch der menschlichen Psyche verwurzelten Vorurteilen, sondern Effekt politischer Entscheidungen und ökonomischer Notwendigkeiten“ gewesen. Dagegen vertreten wichtige Autoren mit dem „psychokulturellen Argument“ (S. 28-34) die Position, „dass tiefsitzende – primordial veranlagte und kulturell tradierte – Vorurteile gegenüber AfrikanerInnen die wichtigsten Gründe für die Herausbildung der rassistischen Sklaverei darstellten“. In der Entwicklung der Debatte taucht erst sehr spät die Frage auf, „warum 'Rasse' in Virginia zur 'Modalität, in der Klasse gelebt wird'“, wurde (S. 43).

Im zweiten Kapitel stellt Egger die strukturelle Staatstheorie von Nicos Poulantzas und den politischen Marxismus von Robert Brenner und Ellen Meiksins Wood vor und erklärt, warum er mit beiden Methoden arbeiten kann und will. Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit historischen Voraussetzungen beziehungsweise Vorläufern der modernen rassistischen Sklaverei. Sklaverei war als solche ja nichts Neues, auf ihr beruhte die Ökonomie der klassischen Gesellschaften und auch rassistische Vorurteile sind aus vorkapitalistischer Zeit durchaus überliefert. Methodisch ist dabei aber ausschlaggebend, dass „die ideologischen Elemente rassistischer Formationen ... nur ausgehend von den praktischen Beziehungen untersucht werden (können), die Menschen unter bestimmten, von Eigentums und Produktionsverhältnissen determinierten (sic) historischen Bedingungen miteinander eingehen“. Beides, die ungenaue Kommasetzung und der extrem dichte, manchmal jedes Wort mit tiefer Bedeutung aufladende Schreibstil, finden sich immer wieder im

Buch und verlangen von den Leser\*innen ein wenig Konzentration. Bilanzierend hält der Autor fest: „Erst die transatlantische Sklaverei bildete den materiellen Hintergrund, vor dem die rassistische Konstruktion eines *Africanus niger* (kursiv im Original – WR) praktisch-adäquat und plausibel erschien und erst diese ermöglichte, dass die beschriebenen stereotypisierenden Bausteine zu einer kohärenten rassistischen Ideologie zusammengefügt werden konnten.“ (S. 91)

In einem weiteren Kapitel rekonstruiert Egger wichtige Teile der Geschichte der modernen Sklaverei, in der ja zunächst nicht England, sondern Portugal und Spanien die Hauptrolle spielten; auf deren Gesellschaften wirkte das durchaus auch in den Mutterländern zurück: „Afrikanische Sklavenarbeit wurde zum nicht mehr wegzudenken Faktor in der geopolitischen dynastischen Konkurrenz um Territorien, Seewege und Absatzmärkte.“ (S. 112f) Zwar war mit dem Konzept von *raza* in den iberischen Ländern eine diskriminierende Kategorie präsent, aber sie bildete zunächst lediglich ein Ausschlusskriterium entlang von (kultisch) „unreinem Blut“, das allemal „*Conversos*“ (konvertierte Juden), „*Moriscos*“ (konvertierte Araber) „und manchmal sogar Protestanten“ treffen konnte“ (S. 120). In den iberischen Kolonien entwickelt sich in der Folge kein alle Schwarzen ausschließender Rassismus, sondern es bleiben diesen gewisse minimale Aufstiegsmöglichkeiten in einer extrem hierarchisch strukturierten Gesellschaft. Das hatte auch damit zu tun, dass die Zahl nach Iberoamerika eingewanderter Menschen klein war und sich deshalb rasch eine Bevölkerung herausbildete, die genealogisch von „Europäer\*innen“, Indigenen und Afrikaner\*innen abstammte. Für England galt das nicht, dort war im Frühkapitalismus eine Überschussbevölkerung entstanden, die in die Kolonien entsorgt wurde. Das transportierte zunächst auch die Klassenverhältnisse der Mutterländer in die Kolonien. Folglich gab es nur in britisch Amerika eine unterdrückte („europäische“) Arbeiterklasse, „die als Pufferschicht zwischen der herrschenden Klasse und den rassistisch Deklassierten fungieren kann“, nicht aber in den iberischen Kolonien, wo dieser Puffer aus „Mischlingen“ bestand.

Die historische Entwicklung der Kolonie Virginia kann hier in mancherlei Hinsicht übergangen werden, wichtig bleiben aber zwei Besonderheiten der englischen Kolonien in Nordamerika und der Karibik gegenüber den spanischen und portugiesischen in Süd- und Mittelamerika. Die ursprüngliche Aktiengesellschaft, die zu Beginn das Territorium bewirtschaftete, geriet rasch in wirtschaftliche Schwierigkeiten. Anders als in anderen Weltgegenden stammten aus Nordamerika keine Waren, mit denen auf europäischen Märkten schnelle Profite zu machen waren. Die Investoren mussten hohe Auslagen tätigen, denn es war eigentlich nur Tabak, der in der Kolonie reüssierte. Schiffe waren auszurüsten, die nach Westafrika fuhren, Sklaven einkauften (oder jagten), nach Amerika transportierten, Tabak für England aufnahmen und gleichzeitig die Versorgung der Kolonialbevölkerung mit Lebensmitteln sicherstellten, weil die Kolonie keine Subsistenzlebensmittel produzierte und die in der Region wohnenden Indigenen dafür keine zuverlässige Quelle waren. Solche langfristigen Geschäfte waren riskant und wie Markus Rediker im „Sklavenschiff“ gezeigt hat (ein Werk, das Egger erstaunlicherweise gar nicht benutzt) konnten man dabei zwar reich werden, das ganze Unternehmen konnte aber auch schiefgehen.

Die frühen Handelskapitalisten zogen sich also bald aus dem Geschäft zurück und es übernahmen, heute würde man sagen „Risikoinvestoren“. Die trafen sich in ihren Interessen mit der zahlenmäßig größten Gruppe Einwander\*innen von den britischen Inseln, sogenannten Indenturknechten und -mägden aus den britischen Unterklassen. Denn dafür, dass sie die in die Kolonie brachten, konnten sie 50 Acker Land pro Person erwerben; Land wurde auch als Dividende an Aktienbesitzer ausgezahlt. Nachdem die Indenturknechte und -mägde ihre Dienstzeit (oft bis zu zwölf Jahre) abgearbeitet hatten, konnten sie ebenfalls im Umland der Kolonie Land erwerben. Damit waren sie zumindest den näher wohnenden Indigenen von vorne herein feindlich gesinnt, weil es ja um deren Land ging. Und weil Tabak ein erfolgreiches Geschäftsmodell war, bauten alle, große wie kleine Landbesitzer, Tabak an, statt eine Subsistenzlandwirtschaft aufzubauen. Zwar dominierten in dieser Ökonomie die großen Plantagenbesitzer, aber ihre Vorherrschaft war fragil, da sie nur eine sehr

geringe Zahl waren. In dieser unsicheren Situation etwa in der Mitte der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gab es nachgewiesenermaßen in Virginia noch freie Schwarze, die Land besaßen, auch wenn „der standardmäßige Status afrikanischer Arbeitskräfte ... zweifelsohne die Sklaverei (war)“ (S. 181). Gegenüber denen allemal, aber auch gegen die armen Weißen war das Herrschaftsmittel nicht Konsens, sondern direkte Unterdrückung.

Die Landfrage war also der Kern der Klassenwidersprüche und gleichzeitig engstens mit dem Verhältnis zur indigenen Bevölkerung verbunden. 1676 explodierten die Widersprüche, indem eine Gruppe von kleinen Pflanzern einen antiindigenen Feldzug begann. Zwar standen ihre Interessen auch im Gegensatz zu den Großpflanzern und Laufe der Entwicklung der Rebellion wurde der auch gewaltsam ausgetragen. Aber der Beginn des Konflikts zeigt auch schon die Richtung des späteren Auswegs hin zu seiner Beilegung. Zunächst hatten weißen Indenturknechte und -mägde, afrikanische Sklaven und Indigene noch oft gemeinsam gekämpft und eine so zusammengesetzte Gruppe war auch die letzte, die den militärischen Kampf aufgab. Ohne die Details weiter anzusprechen, gab es am Ende der Rebellion ein eindeutiges Ergebnis: „Im Nachhall der Klassenkämpfe, die in *Bacon's Rebellion* (kursiv im Original – WR) im Jahr 1676 kulminierten, (formierten) die herrschenden kolonialen und metropolitanen Klassenfraktionen sich auf der Basis der transatlantischen Sklaverei zu einem Machtblock ..., in den die Interessen der europäischstämmigen Unterklassen in Virginia bis zu einem gewissen Grad integriert wurden. Dies gelang zunächst zu Lasten der schwarzen Sklav\*innen ... und auch immer mehr zuungunsten der freien afroamerikanischen Bevölkerung. Auf der Basis dieses institutionellen Rassismus konnte sich der anti-schwarze Rassismus wie auch eine weiße Identität der europäischen Siedler\*innen über alle Klassengrenzen hinweg verbreiten.“ (S. 153)

Ebenso akribisch wie vorher die Verästelungen der Ursprungsdebatte zeichnet der Autor auch die Entwicklungen der Folgezeit bis zu einem Zustand nach, in dem der komplette Ausschluss aller Schwarzen und Indigenen den minimalen Einschluss der armen Weißen ermöglichte und auf lange Zeit festschrieb. Für die Diskussion darüber, ob der anti-schwarze Rassismus oder die Sklaverei der Ausgangspunkt dessen war, bedeutet das aus seiner Sicht, dass die Frage letztlich nicht so gestellt werden kann. Beide Positionen haben Recht und Unrecht: „Der kulturalistische Strang bestand ... – zurecht – auf der Relevanz von Statusunterschieden, die zwischen Afrikaner\*innen und Europäer\*innen von Anfang an gezogen wurden, während der materialistische Strang – ebenfalls zurecht – darauf insistiert, dass sich der moderne Hautfarbenrassismus erst ab dem 18. Jahrhundert auf der Basis der voll entwickelten Sklaverei herauszubilden begann.“

An der Art und Weise, wie ich diese Besprechung geschrieben habe, dürfte erkennbar sein, dass mich die historische Darstellung fasziniert. Aber auch der Gebrauch der strukturalen Staatstheorie und des politischen Marxismus erfolgt routiniert und souverän und ermöglicht es dem Autor erst, zu klaren Urteilen und Einschätzungen zukommen. Und genau das erlaubt ihm auch einen differenzierten und kritischen Blick auf Teile der antirassistischen Szene und Bewegung. Wie kann es sein, dass einerseits „der Rassismus in den tiefsten Winkeln der Seele verortet oder gleich anthropologisiert wird“ und die Vorschläge, wie dem entgegenzuwirken wäre, sich auf einfache Ratschläge beschränken wie „bei genauer ... Reflexion über sich selbst das Vorurteil“ aufzugeben (S. 297)? Also kritisiert Egger zum Abschluss des Buches sowohl Marx' „rassistische und antisemitische Flegeleien“ wie auch „Kritiken am Marxismus“, die zwar „häufig auf reale Probleme aufmerksam gemacht haben“, aber „keine überzeugenden theoretischen Alternativen entwickeln“ konnten. Das klingt sehr nach weiteren Forschungs- und Publikationsnotwendigkeiten.